

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1914-1915)

Artikel: Offener Brief von Hugo Schuchardt
Autor: Schuchardt, Hugo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-750307>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

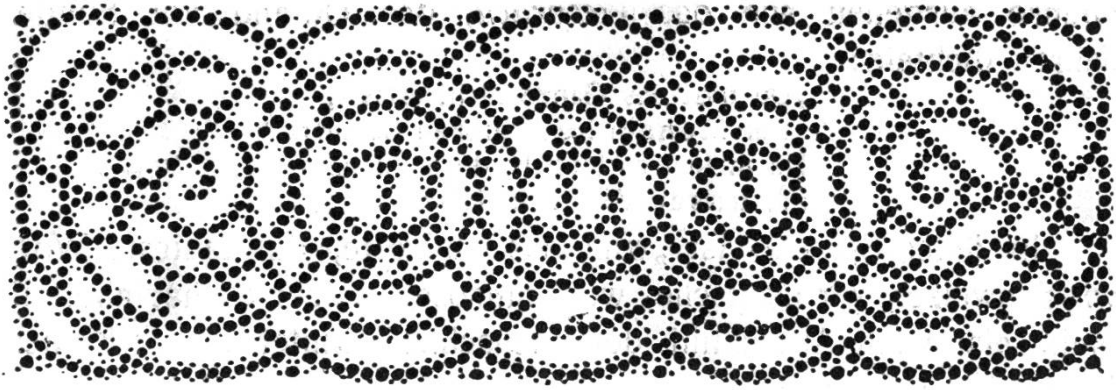
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



OFFENER BRIEF VON HUGO SCHUCHARDT

Lieber Herr Kollege!

Da ich seit Monaten Ihre Zeitschrift beziehe und lese, ist in mir die Lust rege geworden, an der hier gewährten Gastfreundschaft teilzuhaben. Vielleicht verhilft mir dazu der Umstand, dass ich ein Großneffe von Philippe Bridel, dem Dechanten von Montreux bin und somit auch in mir etwas Helvetismus steckt. Vor nahezu einem halben Jahrhundert begrüßte ich den Genfer See mit einer Art Heimatgefühl; dort, in dem ersten romanischen Land, das ich betrat, gewannen meine wissenschaftlichen Neigungen eine festere Gestalt; dort auch befreundete ich mich mit Gaston Paris.

Die Kriegsabzeichen lege ich natürlich beim Überschreiten der Grenze ab; nur ein Spielhahnfederchen hätte ich mir gern auf den Hut gesteckt als Vorbereitung darauf, dass ich auch mit den Neutralen nicht ganz einverstanden bin. Ich nehme das Wort „Neutrale“ zunächst in seiner äußerlichen Bedeutung, sehe auch von der Vorläufigkeit ganz ab. In die Herzen kann ich nicht hineinleuchten, und wenn mir durch die zarte Haut die klopfenden Adern entgegenschimmern, dann flüchte ich mich in die Als-ob-Philosophie. Schauen nun die Neutralen auf den Krieg etwa wie das römische Volk auf die blutigen Spiele der Arena und nicht vielmehr wie auf eine unsinnige Rauferei zwischen ungezogenen Buben, der sie deshalb schon Einhalt gebieten möchten, weil sie auch sich selbst dadurch geschädigt oder gefährdet erachten? Jedes zwanglose Gespräch zwischen einem Neutralen und einem Beteiligten müsste

ebenso ausgehen wie das *Gespräch*, das Uhland vor hundert Jahren dichtete:

„Du hast das Ganze nicht erfasst,
„Der Menschheit großen Schmerz.“
Du meinst es löblich, doch du hast
Für unser Volk kein Herz.

In jeder Sprache ist „wir“ das stolzeste, das lauteste Wort: wir Schweizer, wir Deutsche, wir Franzosen; es hat aber nie mehr als einen Ausschnitt der Menschheit hinter sich. Keinem Volke kann man nachrühmen, dass es nur an das Wohl der Menschheit denke, aber auch nicht jedem darf man nachsagen, dass es nur an das eigene Wohl denke. Sieht man den gegenwärtigen Krieg als das Ergebnis einer Verschuldung an, so haben an dieser auch die Neutralen ihren Anteil. Und rückt man ihn in das Gebiet der Naturereignisse, erkennt man in ihm eine Massen-seuche (*cette guerre de chiens enragés* nennt ihn N. van Suchtelen), so muss man die Keime dazu auch bei den Neutralen suchen. Die Feinde der Deutschen — und dank den guten Leitungsdrähten nicht wenige unter den Neutralen — sind überzeugt, dieser Massenwahnsinn sei bei den Deutschen ausgebrochen, habe wie ein Sturmwind alle vom Meer bis zu den Alpen, vom Kaiser bis zum Ackerknecht gepackt; dadurch wurden wieder die Deutschen veranlasst, die „moral insanity“ den andern aufzubürden. Für die Gesundheit der deutschen Kriegsstimmung gibt es ein Zeugnis, das wohl nicht erst künftige Geschlechter anerkennen werden. Im Jahre 1870/71 war die Begeisterung in dichterischer Hinsicht ziemlich unfruchtbar, sonst wäre auch kaum das Kutschkelied mit solchen Lorbeeren bedacht worden. Damals wunderte uns der Mangel, jetzt der Überfluss. Das Scherzwort O. Blumenthals von der Erfüllung der „allgemeinen Reimpflicht“ darf nicht falsch gedeutet werden; was um uns in unendlicher Mannigfaltigkeit ertönt, ist nicht Modesache, sondern Herzenssache, von den gelungensten Versen des begabtesten Dichters bis zu den traumhaften, hilflosen einer Mutter an ihren gefallenen einzigen Sohn — Herzblut, das seine Form noch sucht. In der gesamten deutschen Dichtung aber drängt der Krieg den Frieden keineswegs zurück; die Deutschen nehmen unter den großen Völkern Europas gerade deshalb den Krieg am ernstesten, weil sie dem Frieden am innigsten zugetan sind. Von Uhlands Zeitgenossen Rückert, der die *geharnischten*

Sonette ausspröhte, rührt auch das schönste Mahnwort zur Versöhnung her:

Zum Feinde sprich: ist Tod uns beiden nicht gemein?

Mein Todesbruder komm und lass uns Freunde sein.

Hieran erinnert mich der gelegentliche Verkehr zwischen feindlichen Schützengräben. Aber von diesen führen keine Zündschnüre in die Hauptlager. Auch die Guttaten, welche die Feinde in ihren Heimatländern gegeneinander üben, vermögen den Frieden nicht anzubahnen, selbst wenn sie in die duftige Wärme von R. Rollands Worten gehüllt sind. Und am wenigsten die flammenden Aufrufe, die in den neutralen Staaten ergehen. Der jetzige Krieg wird an sich selbst sterben; jene Friedenskeime werden erst später niedersinken und sich entfalten. Schließlich marschieren wir ja alle auf das gleiche Ziel zu, wenn nicht auf den ewigen, so doch auf einen dauernden, einen langen Frieden, oder, um es noch bescheidener zu sagen, wir bestreben uns mit aller Kraft, die Möglichkeiten eines ferneren Krieges zu vermindern. Behaupten doch diejenigen, die gegen Deutschland Krieg führen, sie führten ihn eben gegen den Krieg selbst (schreibe „Militarismus“), sie wollten ihm den Garaus machen. Ganz im Gegenteil gibt es unter den Neutralen große Parteien, die den Krieg um des Krieges willen predigen. Die Friedensfreunde strengster Richtung, die „Pazifisten“ scheinen durch die Unbedeutendheit ihrer bisherigen Erfolge nicht belehrt worden zu sein; sie fahren fort, den Bau des Friedenspalastes vom Dach aus zu beginnen. Aber wenn bald hier, bald dort die Flammen aus dem Boden schlagen, werden wir jede einzeln niedertreten und nicht vielmehr den Feuerherd darunter zu löschen suchen? Die Waffen nieder! ruft die edle Suttner; gut, aber man kann ja mit der Faust erwürgen. Die Hände weg! heißt es dann; aber auch die schwache Hand kann Speise und Trank fern halten. Alles das ist nur Muskelspiel, das sich von Fall zu Fall hemmen lässt. Wir müssen bis dorthin emporsteigen, von wo die Muskeln innerviert werden. Da begegnen wir allerdings zwischen den Gruppen wie den einzelnen dem größten Widerstreit von Trieben und Wollungen; aber sie beruhen wieder im wesentlichen auf Eindrücken und Erkenntnissen, und hier, im Sensorium, können wir eine einheitliche Grundlage zu finden oder zu erzeugen hoffen. Vom Verstand, nicht vom

Gefühl müssen alle Friedensbestrebungen ausgehen. Ich kann mit dem „europäischen Gefühl“ Rollands und anderer keine klare Vorstellung verbinden, und selbst in Ausdrücken wie „concordia europea“ oder „europeesche statenbond“ ist mir die Bedeutung des Beiworts unsicher. Hat man an Kultur, Politik, Geographie zu denken? Ist England noch ganz und Japan nicht schon etwas europäisch? Gehört Russland nicht etwa mehr zu Asien als zu Europa? Gibt es nicht dort ausdrückliche Vertreter des Asientums gegenüber dem Europäertum? Ist aber schließlich nicht auch ein Leontjew der Schüler eines Europäers, nämlich J. de Maistres? Ich bin sehr geneigt, mich der Lieblingswendung eines früheren Kollegen von mir zu bedienen: „nun hört einmal auf mit euern europäischen Redensarten“. Aber ob man „europäisch“ oder „menschlich“ oder noch ein anderes Beiwort gebraucht, ist nebensächlich; auf das Hauptwort kommt es an, und da möchte ich „Gefühl“ durch „Einsicht“ ersetzen. Wir sagen ganz richtig, dass Kriege „ausbrechen“; sie bestehen nämlich schon vorher „latent“. In die Ursachen dieser latenten Kriege, dieser feindseligen Stimmungen zwischen den Völkern müssen wir Einsicht gewinnen und damit zugleich in die Mittel, sie zu lähmen oder aufzuheben. Diese Einsicht wird nur allmählich wachsen und wirken. In der Umwandlung des Gegeneinanders in ein Miteinander, der kriegerischen Arbeit in die friedliche liegt die ganze Zukunftsgeschichte der Menschheit beschlossen. Wo immer wir die Einheitlichkeit oder die Möglichkeit der Einigung finden mögen, darin müssen wir von vornherein einig sein, dass es keine unüberbrückbaren Gegensätze zwischen den Völkern gibt. Wäre es wahr, was E. Lavisse annimmt, dass ein solcher Gegensatz zwischen Deutschen und Franzosen durch die Verschiedenheit ihrer Ansichten über Gott und Menschheit gegeben wäre und hätte diese erst jetzt in den deutschen „Untaten“ sich offenbart, so müsste ein gleicher aus noch triftigerem Grunde zwischen Russen und Franzosen bestehen. Eine Aufklärung dieses Widerspruchs wird man auf derselben Seite zu suchen haben, auf der St. Zweigs „Frage an die Neutralen: Warum nur Belgien, nicht auch Polen?“ (*Neue Freie Presse*, Ostern) beantwortet wird.

Diejenigen, die vermeinen, den dauernden Frieden durch einen kräftigen Posaunenstoß hervorzaubern zu können, mögen die acht-

hundert Seiten eines vor längerer Zeit erschienenen Buches, von J. Novicow (*Les luttes entre les sociétés humaines 1893*), sei es auch nur durchfliegen. Dann werden sie sich überzeugen, wie viele, wie verwickelte Schwierigkeiten zu überwinden sind. Nehmen wir z. B. zwei Begriffe, wie geschichtliches Recht und Volkswille, so wird zunächst jeder verschieden bestimmt werden, sodann jeder nach dem besondern Sachgebiet, nach Staat, nach Volk verschieden angewendet, schließlich jeder im Verhältnis zum andern verschieden bewertet. Überall lauert im Hintergrund das „Wir“; immer scheint die gleichmessende Gerechtigkeit, nach der wir ernstlich trachten, wie ein Luftbild von uns zurückzuweichen. Einen solchen verwirrenden Eindruck erhielt ich schon 1867 auf einem Friedenskongress in Genf, wo auch ich die Hand Garibaldis schüttelte. Wirkliche Erfolge sind vorderhand nur durch Vor- und Teilarbeiten zu erreichen und dabei wäre besonders auf die Neutralen zu rechnen. Auch sind Urteile von ihnen über den jetzigen Krieg immer erwünscht und ersprießlich, falls sie nur von dem Gefühlston sich freihalten, der die Äußerungen der im Kriege Stehenden zu begleiten pflegt. Ein Missgriff, vielleicht als Kunstgriff gedacht, ist es, Unparteilichkeit zu empfehlen und sie durch die eigene Parteilichkeit zu erläutern, die man nur in der entgegengesetzten Richtung kund tut als erwartet werden durfte. Mit einem Worte, nicht dogmatisch zu sein gilt es, sondern kritisch, wie der schwedische Soziologe G. Steffen in seinem Buch *Krieg und Kultur*. Hingegen offenbart sich in einem andern: *Can Germany win?* By an American (London 1915) der doppelte Mut, den die Anonymität und die falsche nationale Flagge einflößen, um den Engländern zuzurufen: „Zerschmettert das deutsche Reich Stück für Stück!“

Gegnerische Anschauungen können wenigstens insoweit unbefangen gewürdigt werden, als sie schon vor dem Kriege ans Licht getreten sind, wie in den beiden für Deutsche sehr lesenswerten Büchern von J. A. Cramb († Okt. 1913): *Germany and England*, und von Norman Angell: *The Great Illusion* (ich kenne dieses nur in der deutschen Übersetzung: „Die falsche Rechnung“). Beide sind klug und klar, aber ganz verschiedenartig. Cramb, ein guter Kenner deutscher Geschichte und Literatur und auch der Deutschen selbst, gibt als erstes Ziel des britischen „Imperialismus“ an: allen Menschen innerhalb seiner Grenzen den englischen Geist einzu-

flößen (*to give an English mind*); „aber“, fragt er dann, „wie wird die deutsche Jugend, die Jugend jenes in den Künsten wie im Kriege großen Volkes sich die Weltherrschaft (*world-predominance*) Englands gefallen lassen?“ Er sieht einen Heldenkampf zwischen Odins beiden Lieblingskindern voraus. Pazifist hingegen ist Angell, allerdings nicht von der üblichen Art. Er will nicht beweisen, dass der Krieg unmöglich, sondern dass er unfruchtbar, unnütz ist; Eroberung macht den Staat nicht reicher, und ebenso wenig den Einzelnen. Die wirtschaftlichen Ausführungen, die den größten Teil des Buches bilden, mögen zutreffen, ich habe darüber kein Urteil; nur erwecken sie in mir unangenehme Empfindungen, ich höre ein unaufhörliches Klimpern von Sovereigns; der Bankier erscheint mir als der wichtigste Mann der Erde und ich entsinne mich meiner Verblüffung, als der erste Engländer, mit dem ich näher bekannt wurde — er war leider noch sehr jung — mich lehrte, dass arm und Gentleman unvereinbar seien. Was Angell über andere als materielle Beweggründe zum Kriege sagt, ist ganz unzureichend. Die Liebe zum eigenen Volkstum, das volkliche Gefühl übersieht er zwar nicht, unterschätzt es jedoch, etwa als veraltete Sentimentalität. An die Deutschen sind die Worte gerichtet: „Man wird freilich einwenden, dass trotz alledem das Nationalgefühl stets wünschen wird, die überschüssige Bevölkerung in Gebieten unterzubringen, wo die Muttersprache, die Gesetze und die Literatur des Mutterlandes herrschen. Es entsteht aber die Frage, ob dieses allerdings noch immer fortdauernde Streben nicht unter diejenigen politischen Aspirationen einzureihen ist, die in Wirklichkeit auf die Trägheitskraft alter Ideen zurückzuführen, ein Nachklang längst überlebter Verhältnisse sind und daher verschwinden müssen, sobald die neuen, tatsächlichen Verhältnisse der Allgemeinheit zum Bewusstsein gekommen sind.“ Es handelt sich um mehr, um das Allerwichtigste, nämlich um die drohende Entvolklichung. Die Engländer behalten überall ihr Volkstum und können das ohne Mühe; die Deutschen haben während der Neuzeit und bis auf den heutigen Tag im Ausland ungezählte Millionen an fremdes Volkstum verloren: auf tausend Englischredende mit deutschen Familiennamen kommt kaum ein Deutscher mit englischem. Schönfärberei ist es von Angell, wenn er sagt: „Die Tatsache, dass sie, indem sie die

Vereinigten Staaten zu ihrem Vaterland erkoren, etwas von der deutschen Weise aufgegeben und einen neuen nationalen Typus geschaffen haben, der teilweise englisch, teilweise deutsch ist, ist im ganzen sehr zu ihrem Vorteil — und dadurch auch zu unserem.“ Nur die letzten Worte enthalten eine unzweifelhafte Wahrheit. Von den Deutschen selbst sind die Entvolklichten nicht sehr geschmackvoll als „Kulturdünger“ bezeichnet worden, wozu denn wieder das häufige Vorkommen nicht gut passt, dass letztere, also Söhne und Enkel von Deutschen, das Muttervolk mit wenig achtungsvollen Ausdrücken bedenken. Die Engländer trösten die Deutschen: „Das sind nur Gefühle und somit gleichgültige Dinge; ihr seid eben zu spät gekommen; die Erde ist schon aufgeteilt.“ Ist sie das wirklich? ist, auch nach englischem Sinn, der jetzige Besitzstand unabänderlich? Nein, am wenigsten für sie selbst; sie scheinen übersättigt und sind noch hungrig. Und wären sie es auch nicht, sie setzen doch alles daran, andere nicht zur Befriedigung ihres Hungers gelangen zu lassen: sie verlegen, wo sie nur können, den Deutschen die Wege zu unabhängiger Ausbreitung. Die Deutschen wollen nicht länger ihr Volkstum, wäre es auch nur zum Teil, aufgeben; es genügt ihnen nicht, dass sie auch unter britischer Herrschaft oder überhaupt unter englischer Staatssprache reich, also glücklich werden können. Angell und seine Landsleute haben gut reden (und sollten daher eigentlich gar nicht mitreden), weil sie selbst nie und nirgends die Gefahr der Entvolklichung vor sich sehen und weil sie nicht die Fähigkeit besitzen, andern nachzuempfinden. Deutsches Volkstum heißt auch deutsche Kultur, und die deutsche Kultur steht neben der englischen. Für die Deutschen ist jene gut, für die Engländer diese; eine Verständigung über den Verhältniswert beider ist kaum möglich. Denn wenn z. B. ein Engländer, Herr Gschwind, kürzlich in dieser Zeitschrift sagte: „*no one can accuse the Germans as a nation of an excess of modesty*,“ so frage ich: kann auch niemand die Engländer eines Übermaßes von Unbescheidenheit beschuldigen? Und wenn Angell sagt: „Ich betrachte gewisse englische Lebensauffassungen von Gesetzgebung, gesellschaftlichen Sitten, politischen Theorien als den deutschen unendlich überlegen“, so sehe ich hierin nur die unendliche Überhebung des Engländers. Die englische Kultur ist für die Engländer die Kultur, sie selbst sind die eigentlichen

Erdenbürger gegenüber den „Fremden“. In Wahrheit sind sie die Fremden; sie stehen — ich meine natürlich den Durchschnitt — den Völkern Europas unwissend, verständnislos, interesselos gegenüber, indem sie während ihres Aufenthalts im Ausland so viel England mit sich führen, um sich in England zu wähen. Die Deutschen verhalten sich gerade umgekehrt; wo immer sie sind, atmen sie mit vollen Zügen die Umwelt ein und suchen das Fremde in sich zu verarbeiten. Nicht immer mit gutem Erfolg und ohne Übertreibung; besonders eines verdient den stärksten Tadel. Statt die Engländer in dem nachzuahmen, worin sie wirklich nachahmenswert sind, nämlich in der Nicht-nachäffung der Fremden, erfüllt den großstädtischen Snob nichts mit größerem Stolz als der Besitz der englischen Außenkultur; er betrachtet es als das Höchste, den Abendfrackzwang in den höchsten Gebirgsgasthöfen einzubürgern, und betont jetzt trauernd die Unersetzlichkeit der „nurses“. Die innere, die eigentliche Kultur ist nicht übertragbar; es müsste denn zugleich das Volkstum vernichtet sein, in dem die verdrängte Kultur wurzelte. Der Traum der Engländer von der englischen als der Weltkultur wird sich daher kaum verwirklichen, sollten auch die Deutschen zu den „rückständigen“ Völkern gehören, bei denen „Ordnung zu machen“ der Beruf der Engländer ist.

Angell hat auch nach dem Ausbruch des Krieges seine schriftstellerische Tätigkeit fortgesetzt; ich kenne von ihm: *Prussianism and its destruction*. Ich befasse mich nicht damit, hauptsächlich deshalb, weil hier wie bei den andern englischen Kriegsschriftstellern, das „unglaubliche Wunder“ spukt, dass „eine sehr gute Kraft der menschlichen Gesellschaft in eine sehr schlechte verwandelt worden ist“, und zwar das wiederum dank der Philosophie Nietzsches (eines „Slawen“!). Das ist eine hübsche Zeitverwirrung; die jungen Leute wissen nicht, dass dieses beklagenswerte Wunder schon vor einem halben Jahrhundert stattgefunden hat — schon 1870 waren die Deutschen „Hunnen“, „Barbarenhorden“ usw. geworden. Das Wunder erklärt sich sehr einfach, nämlich aus dem Mangel jedes tieferen Verständnisses für deutsches Wesen.

Jedem Volke wohnt der Drang inne, auch außerhalb der ihm von der Geschichte angewiesenen Grenzen seine Kultur, sein Volkstum, kurz, sich selbst zu bewahren, und es strengt sich an, die

entgegenstehenden, bald größeren, bald geringeren Hindernisse zu überwinden; so ist es denn nicht befremdlich, dass diesem Drange auch ein so großes und mächtiges Volk wie die Deutschen folgt, das bisher, bei beständigem, starkem Wachstum, mehr als je ein andres Volk an seinen Rändern abgeschmolzen ist. Sehen die Neutralen hier kein Problem? Und wenn ja, wie meinen sie, dass es zu lösen sei? Ich denke nicht an eine nähere Bestimmung des Siegespreises; „Siegespreise“ sind Träume, die jeder für sich behalten sollte. Stiehlt sich aber unter die Träume des Nehmens auch einer des Gebens ein, so darf man ihn wohl verlautbaren, auch ohne eine besonders günstige Gelegenheit dazu abzuwarten. Wenn der Süden einst das Ziel unserer Krieger war und nun längst das unserer Künstler und Dichter ist, so war der Norden unsere Wiege, und Wiegenlieder klingen uns fortwährend in den Ohren; wir wünschen, dass von dort uns kein Missklang entgegenwehe, und so wünschen wir aus deutschem Herzen, nein so träumen wir, dass ein ganz kleiner Streifen an unserer Nordgrenze seinen einstigen Herren wiedergegeben werde; verlieren wäre dann wohl gewinnen.

Ich halte inne, ich frage mich, bevor andere mich fragen, was mich denn treibt, in Sachen des Krieges zu schreiben. Gar zu viele haben das schon getan, und wenn ich nicht hoffen kann, es den einen, muss ich befürchten, es den andern gleich zu tun. Ich habe schon allzulange die Altersgrenze überschritten, diesseits deren, Ostwald zufolge, einem eigentlich nichts Gescheites mehr einfällt; ich klammere mich ja nicht an die morgenländische (jetzt vielleicht nur noch in den Märchen der *Fliegenden Blätter* lebende) Überlieferung von der erstaunlichen Weisheit der Greise. Zudem liegt vor mir noch zu vieles, was ins reine zu bringen, ja nur ins reine zu schreiben wäre, und ich könnte mich auf manchen jüngeren Fachgenossen berufen, der fern vom Kriegsgetümmel seine beschaulichen Spaziergänge fortsetzt. Das erhabene Vorbild des Archimedes drängt sich hier ein, aber es muss an eine etwas andere Stelle gerückt werden. Die Kreise, die ihm von den einstürmenden Kriegern gestört wurden, hatten doch wohl eine nähere oder fernere Beziehung zum Kriege. Und eine ähnliche fühle auch ich zwischen meinen bescheidenen Studien und der großen Geschichte des Tages. In dem Kriege der Staaten steckt

der der Völker, und im Kriege der Völker der der Sprachen. Niemand wird sich in eine Sprache wirklich versenken können, ohne zugleich in die Volksseele einzudringen. So habe auch ich mich von früh an bemüht, sehr verschiedenartige Völker innerlich wie äußerlich zu verstehen und überdies allgemeine Anschauungen von dem Verhältnis zwischen Völkern und Sprachen zu erlangen. Nur dieser Bemühungen kann ich mich berühmen, nicht ihrer Erfolge; immerhin, denk ich, wird die geringe Fähigkeit zu scharfen Augenblicksaufnahmen durch die Länge der Belichtungsfrist insoweit ersetzt, dass, was ich mir von Bildern gewonnen habe, der Wirklichkeit nicht allzu untreu ist. Im Kriege zeigen sich alle Eigenschaften der Völker in gesteigertem Maße: das Flachrelief wird zum Hochrelief. So lag es sehr nahe, die Urteile zu sammeln, die vor dem Kriege von Engländern, Franzosen, Russen über die Deutschen, über einander, über sich selbst ausgesprochen worden sind (hg. von Klette und Stieve). Mit dergleichen Bausteinen ließe sich recht wohl eine Völkerpsychologie aufrichten, eine von der schon vorhandenen unterschiedene, was auch durch einen andern Namen anzudeuten wäre, etwa: psychologische Völkerkunde. Sie würde durch die mehrfache, sich kreuzende Bespiegelung zu einer im höchsten Sinne des Wortes vergleichenden Wissenschaft werden und ließe sich auch wiederum zu der andern Völkerpsychologie umbiegen, durch die Vergleichung der bestimmten Seelenzustände bei den einzelnen Völkern, z. B. des Volkshasses. Verwundern würde man sich, nebenbei gesagt, dass dieser in der Dichtung kaum einen glühenderen Ausdruck gefunden hat als bei einem Portugiesen gegen England (Guerra Junqueiro 1890 und 1895). Ob freilich alle diese Verse, Prosa, Karikaturen je in Tabellen, Kurven, Formeln umzusetzen sein werden, das bezweifle ich; vor allem steht eines im Wege: der Mangel vollkommener Volkseinheitlichkeit.

Greifbarere Umrisse bieten der Wissenschaft die Sprachen dar. Längst Bekanntes setzt uns der Krieg in hellstes Licht, so die Macht einzelner Sprachen, die er uns warnt, von uns aus zu verstärken. Statt dessen müssen wir von unsern Landsleuten hören, dass gerade der Krieg uns zu noch eifrigerem Betriebe der fremden Sprachen ermahne; wie erfreulich sei es z. B., wenn englischen Seeleuten in „tadellosem“ Englisch — man sieht förmlich das

Schmunzeln — die Torpedierung angekündigt werde. Die Engländer beherrschen Meere und Länder und keine Sprachen; die Franzosen Napoleons I. fühlten sich in Deutschland recht heimisch, ohne Deutsch zu verstehen. Sehr mit Unrecht preist man Sprachkenntnis als „Gradmesser der Bildung“; die Bildung besteht nur in der Vertrautheit mit fremden Literaturen, und diese wird allerdings durch jene vermittelt. Ausgeübte Sprachkenntnis, das „Parlieren“ hat mit Bildung gar nichts zu tun, sonst fänden sich nirgends gebildete Leute als in den Handelsstädten des Morgenlandes. Was bei uns noch sehr im argen liegt, ist das Lesen fremdsprachlicher Werke. Soll aber das praktische Bedürfnis in erste Linie gestellt werden, was nützt es in Österreich, englisch reden zu können? Hier ist in dieser Hinsicht, auch wo es nicht die benachbarte Landessprache ist, das Italienische viel wichtiger, mag der politische Wind wehen woher er wolle.

In den Sprachen üben nun wiederum gewisse Wörter — „Schlagwörter“ — eine eigenartige Macht aus, geradezu einen Zauber, und zwar dann umsomehr, wenn sie den verschiedenen Sprachen gemeinsam sind. So vor und in diesem Krieg „Militarismus“ und „Kultur“. Mit ihnen, vorzüglich mit dem ersteren, ist in unglaublicher, leider recht erfolgreicher Weise getaschenspielt worden. Unter „Militarismus“ versteht man nicht nur die Bevorzugung des Soldatenstandes gegenüber dem Bürgerstand, wie sie gerade in der langen Friedenszeit Preußens, und dann auch in manchen kleinsten Staaten auffällig zutage trat, sondern auch eine das Ausland unmittelbar bedrohende Einrichtung, die im Wesen dasselbe ist, wie der Navalismus oder Marinismus Englands. „Kultur“ hat ebenfalls eine recht schwankende Bedeutung; bald begreift sie die „Zivilisation“ in sich, bald wird sie von ihr getrennt, und dann wieder mit vertauschbaren Rollen. U. Ojetti und P. Giacosa sagen: „*i tedeschi non hanno che un po' di cultura; civiltà, niente*“, wozu C. de Lollis in der *Italia nostra* vom 4. April lustige Anmerkungen macht. Auch manche weniger allgemeine Ausdrücke leiden an Vieldeutigkeit, so „francs-tireurs“. Sonst verstünde ich nicht, wie die Franzosen behaupten könnten, die „francs-tireurs“ lebten nur in der Einbildung der Deutschen. Lebten denn etwa *le Père Milon* und seinesgleichen nur in der Einbildung von Novellenschreibern wie Maupassant?

Der Krieg gibt uns außerdem beständig Gelegenheit zu harmloser Beobachtung gesteigerten Sprachlebens, z. B. von Volksetymologien, wie das „Schönvieh“ der deutschen Soldaten für *jeune fille* oder von absichtlichen Umformungen wie *tuer du boche* (nach dem Vorbild von *du porc*).

Solche Betrachtungen, wie ich sie angestellt habe, werden nun insgesamt von gewissen andern überschattet. Sonst meinte manchmal der Adept einer Geschichtswissenschaft aus der kleinen Gegenwart in die große Vergangenheit zu flüchten; jetzt erscheint das Gegenwärtige größer als alles Vergangene, und die Beschäftigung mit diesem unwichtig, ja nichtig. Allein das Gegenwärtige ist überhaupt, ist immer wichtiger für die Wissenschaft als das Vergangene. Ihre Aufgabe ist es ja, das Geschehen zu begreifen, und das wird dann am besten sich erreichen lassen, wenn es unserer unmittelbaren Beobachtung vorliegt. Das vergangene Geschehen können wir nur aus dem gegenwärtigen begreifen; wir müssen es uns vergegenwärtigen. Wie die Bewegungen der Dünen und Gletscher die Vorzeit unserer Erdrinde erhellen, so das alltägliche Sprechen und Hören die Vorzeit der Sprachen. Diese Erkenntnis ist uns noch nicht voll ins Blut übergegangen; wir haben immer noch einen heillosen Respekt vor den „toten“ Sprachen und schreiben die Strenge, die notwendigerweise dem auf sie bezüglichen Untersuchungsverfahren eignet, unwillkürlich ihrer Entwicklung selbst zu. Kurz, die Hauptsache ist, dass wir unsere Kunst leuchten lassen — und so ist uns ein verstümelter Apoll wertvoller als ein unversehrter. Nun haben gewisse Umstände, die mit dem Kriege zusammenhängen, mein Interesse erregt, ich habe mich näher mit ihnen beschäftigt und das Ergebnis hat mich befriedigt. Es stellte sich heraus, dass in einer Stadt, wo wir nur von einer Akademie der Wissenschaften wussten, deren zwei bestehen, dass ein Aufruf, den wir der einen zugeschrieben hatten, von der andern herrührte, dass sich dabei eigentümliche Einflüsse geltend gemacht hatten usw. Von verschiedenen Seiten wurde mir diese Untersuchung verdacht; nicht einmal ihre zeitgemäße Bedeutung ließ man gelten. Niemand aber würde ihre wissenschaftliche in Frage gestellt haben, wenn diese Angelegenheit in ein früheres Jahrhundert gefallen wäre. Dann hätte man in ihr den dankbarsten Gegenstand für eine Doktorabhandlung

erkannt; an dem nötigen Beiwerk chronologischer, grammatischer, stilistischer Fragen hätte es nicht gefehlt. Was dem gegenwärtigen Stoff fehlt, das ist die Patina; Feststellungen lassen keinen Raum für Vermutungen. Und nun das Gegenstück! Es sind Bruchstücke von Kriegstagebüchern mit Facsimiles veröffentlicht worden. Man kann hier Missverständnisse rügen, man kann es tadeln, dass das, was dem Gemeldeten vorhergegangen ist, nicht vorgelegt wird, man kann die allgemeinen Schlussfolgerungen zurückweisen; aber man durfte nie und nimmermehr von einer „raffinierten Fälschung“ reden. In einem späteren Jahrhundert wird das gar nicht möglich sein; dann wird sich der Nutzen der Patina bewähren. Ich brauche wohl kaum davor zu warnen, diese Fälle mit Fällen zu verwechseln, in denen es darauf ankommt, „Distanz zu gewinnen“.

Vielleicht haben Sie, lieber Kollege, schon gemerkt, was hinter alledem steckt. Doch will ich, was ich gleich zu Anfang dieses Briefes leise angedeutet habe, nun am Schlusse mit klaren Worten aussprechen. Der Titel Ihrer Zeitschrift: *Wissen und Leben* hat mich zu diesem langen Briefe verführt, aus ihm hat sich das ganze verhedderte und verknotete Gespinnst herausgewickelt. Wissen und Leben fließen bei dem Kind, das noch nicht lesen kann, ineinander, später rücken sie mehr und mehr auseinander; beim Mann der Wissenschaft kann sich eine wahre Kluft zwischen ihnen bilden: er wirft die Wissenschaft beiseite und stürzt sich in das Leben, um sich zu erfrischen, und er kehrt zu ihr zurück, um sich zu läutern. Dem Greise wird das Leben, an dem er sich nicht mehr betätigen kann, zum Gegenstand der Betrachtung, und in der Wissenschaft allein fühlt er sich leben. So fließen Wissen und Leben bei ihm wieder ineinander wie beim Kind. Und wie dieses bedarf auch er der Nachsicht.

GRAZ, 1. Mai 1915

Ihr

HUGO SCHUCHARDT

□ □ □

L'esprit de la conversation consiste bien moins à en montrer beaucoup qu'à en faire trouver aux autres; celui qui sort de votre entretien content de soi et de son esprit l'est de vous parfaitement. Les hommes n'aiment point à vous admirer, ils veulent plaire; ils cherchent moins à être instruits et même réjouis, qu'à être goûtés et applaudis; et le plaisir le plus délicat est de faire celui d'autrui.

LA BRUYÈRE